

---

Thomas Adam

## **Stadtbürgerliche Stiftungskultur und die Ausformung sozialer Distinktionen in amerikanischen, deutschen und kanadischen Städten des 19. Jahrhunderts**

In der traditionellen Geschichtsschreibung werden regionale, nationale und kontinentale Grenzlinien immer auch als Grenzlinien der Geschichte einer ethnischen Gruppe, eines Volkes oder einer Kultur begriffen. Folgerichtig orientiert sich die Zunft der Historiker an diesen vorgestellten Grenzlinien – so gibt es Lokalhistoriker, Regionalhistoriker oder Nationalhistoriker. Letztere befassen sich fast ausschließlich mit der Geschichte einer Nation – es gibt Historiker, die sich auf die deutsche Geschichte spezialisieren und solche, die sich ausschließlich mit der amerikanischen Geschichte beschäftigen. An diesem Bild hat sich seit der Etablierung der Geschichte als Wissenschaft nur wenig geändert. Neuere Ansätze der Sozialgeschichte, der Kulturgeschichte oder der Alltagsgeschichte wurden zwar aus einer Kritik an der traditionellen Nationalgeschichtsschreibung geboren, die mehr auf die politische Ebene abhob als auf sozial-kulturelle Entwicklungen, haben die Nationalgeschichte dennoch nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen. Sozial- und Alltagsgeschichte setzten dem Konzept der Nationalgeschichte das der Mikrogeschichte entgegen, das sich jedoch wieder in die Grenzen einer Nation und deren Geschichte einpaßte und letztlich nichts weiter als ein Korrektiv der bis dahin politisch dominierten Nationalgeschichte wurde. Lediglich die postmoderne Theorie stellte die traditionelle Ordnung grundlegend in Frage, da Nation und Region hier nicht mehr als objektive Kategorien angenommen wurden, sondern als Konstrukte. Nation und Region werden hier als theoretische Konzepte angesehen, die im 19. Jahrhundert von intellektuellen Eliten erfunden und popularisiert wurden.<sup>1</sup>

Obwohl der postmoderne Ansatz von vielen Historikern akzeptiert wurde, hatte die Idee, daß Nationen lediglich Konstruktionen seien, kaum Einfluß auf die Gestaltung der historischen Disziplinen und das Schreiben von Geschichte. Die Historischen Seminare an den amerikanischen und deut-

---

1 E. J. Hobsbawm, *Nations and Nationalism since 1780. Programme, myth, reality*, Cambridge 1990, S. 14-45; G. G. Iggers, *Historiography in the Twentieth Century. From Scientific Objectivity to the Postmodern Challenge*, Hanover 1997, S. 97ff.

schen Universitäten – mit der Ausnahme der Universität zu Erfurt und der University of Texas at Arlington – sind immer noch entlang den Grenzlinien nationaler Geschichten organisiert. Komparative Geschichtsforschung und die Erforschung der Prozesse des Kulturtransfers sind noch immer die Ausnahme. Deutsche und Amerikanische Geschichten haben nach wie vor Konjunktur, und die Idee daß jedes Land, insbesondere aber Deutschland, eine spezielle von allen anderen Ländern verschiedene Entwicklung durchlief (Sonderweg-Theorie, *American Exceptionalism*), dominieren die Interpretation.<sup>2</sup> Derartige Deutungen beruhen in den wenigsten Fällen auf komparativer historischer Forschung. Vielmehr wird von Beginn an davon ausgegangen, daß sich die deutsche von der amerikanischen Geschichte, um bei diesem Beispiel zu bleiben, grundlegend unterscheiden muß. Ob dem wirklich so ist, kann nur durch komparative Forschung und durch die Untersuchung von Kulturtransfers festgestellt werden. Erste in diese Richtung gehende Forschungen deuten darauf hin, daß die deutsche und amerikanische Gesellschaft im 19. Jahrhundert viel mehr Gemeinsamkeiten aufwies als Unterschiede.<sup>3</sup>

Die Theorie des Kulturtransfers kann hierbei eine wichtige Rolle spielen, allerdings nur in einer weiterentwickelten Form. Kulturtransferforschung geht m.E. von der Existenz verschiedener Räume und verschiedener Kulturen aus. Von Beginn an werden also unterschiedliche Gesellschaften als vorgegeben angenommen. Wenn man nun aber den Konstruktcharakter solcher Konzepte wie Nation oder Kultur berücksichtigt, wäre es dann nicht sinnvoller, die Vorannahme der Unterschiedlichkeit beiseite zu schieben und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der gesellschaftlichen Organisation in historischen Räumen herauszuarbeiten und erst danach zu entscheiden, ob es unterschiedliche Gesellschaften sind? Mir scheint ein solches Vorgehen günstiger zu sein als die Annahme von Unterschiedlichkeiten von Anfang an.<sup>4</sup> Demzufolge verknüpfe ich in meinem Aufsatz methodologisch die von der postmodernen Theorie getragene Kulturgeschich-

2 H. A. Winkler, *Der lange Weg nach Westen*. 2 Bde., München 2000; D. Goldfield u.a., *The American Journey. A History of the United States*, Upper Saddle River (New Jersey) 1999; J. Kocka, *German History before Hitler: The Debate about the German Sonderweg*, in: *Journal of Contemporary History* 22 (1988), S. 3-16.

3 D. Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge (Mass.)/London 1998; T. Adam, *Philanthropic Landmarks: The Toronto Trail from a Comparative Perspective, 1870s to the 1930s* (erscheint in: *Urban History Review* 2001); derselbe, *Transatlantic Trading: The Transfer of Philanthropic Models between European and North American Cities during the Nineteenth and Early Twentieth Century* (erscheint in: *Journal of Urban History* 2002).

4 M. Middell, *Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis*, in: M. Middell (Hrsg.) *Kulturtransfer und Vergleich* (Comparativ Heft 10 [2000] 1), S. 17-19.

te mit dem der Sozialgeschichte. Bei dem Vergleich der *bürgerlichen Stiftungskultur* in amerikanischen, deutschen und kanadischen Städten des 19. Jahrhunderts gehe ich nicht von der Vorannahme aus, daß die hier untersuchten Städte drei verschiedene Kulturen repräsentieren.

Meine Hauptthese ist, daß die *bürgerliche Stiftungskultur* in Leipzig, Toronto, Boston und New York mehr Gemeinsamkeiten aufwies als Unterschiede. In den hier genannten Städten fühlten sich wohlhabende Bürger für das Wohl der Gemeinschaft verantwortlich und organisierten, finanzierten und unterstützten öffentliche soziale, kulturelle und Bildungseinrichtungen ihrer Kommunen. Mir genügt es nicht, basierend auf dem postmodernen Ansatz, die Gleichartigkeit der amerikanischen, deutschen und kanadischen *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* herauszustellen. Mit den Methoden der Sozialgeschichte will ich die Funktion der *Stiftungstätigkeit* wohlhabender Bürger für die Etablierung des Bürgertums herausarbeiten. Meine zweite These ist, daß das *Stiften* ein bürgerliches Verhaltensmuster war, das von wohlhabenden Bürgern in amerikanischen, deutschen und kanadischen Städten übernommen wurde, um sich in die „führenden Kreise“ der städtischen Gesellschaft zu integrieren und ihren Führungsanspruch zu legitimieren. Dieses Verhalten wurde von alten stadtbürgerlichen Eliten ausgeprägt und von neuen, durch die Industrialisierung zu Wohlstand gelangten sozialen Aufsteigern übernommen, um ihren wirtschaftlichen Erfolg mit sozialer Anerkennung zu untermauern. Im Mittelpunkt meines Aufsatzes steht demzufolge die *stadtbürgerliche Stiftungskultur* und das *Stiften* als bürgerliches Verhaltensmuster. Darüber hinaus erlaubt uns die Untersuchung der *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* in Leipzig, Toronto, Boston und New York, Schlußfolgerungen hinsichtlich der Unterschiedlichkeit oder Ähnlichkeit der amerikanischen, deutschen und kanadischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert zu treffen. Wie noch zu zeigen sein wird, waren sich die städtischen Gesellschaften Deutschlands, der USA und Kanada ähnlicher als von Historikern bisher angenommen wurde. Auch meine Forschung stellt daher die Konzepte eines „deutschen Sonderwegs“ und des „american exceptionalism“ grundsätzlich in Frage.

### 1. Das Konzept einer *stadtbürgerlichen Stiftungskultur*

Wie schon in der Einleitung zu diesem Heft erläutert, gibt es bisher nur unklare Vorstellungen davon, was unter *Stiften* oder, um den englischen Begriff zu verwenden, *philanthropy* zu verstehen sei. Weder die amerikanische *philanthropy*-Forschung noch die sehr junge deutsche *Stiftungs*-Forschung haben bisher ein theoretisches Konzept entwickelt, auf das ich mich beziehen könnte. Daher stelle ich hier, um Mißverständnisse zu ver-

meiden, meine Definition der *philanthropy* und mein Konzept einer *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* vor, bevor ich mich der vergleichenden Untersuchung der *Stiftungskultur* in Leipzig, Toronto, Boston und New York zuwenden werde. Unter *philanthropy* verstehe ich den Prozeß der Bereitstellung finanzieller, materieller und ideeller Ressourcen für öffentliche kulturelle, soziale und Bildungseinrichtungen durch wohlhabende Bürger der Stadt. Dieser Prozeß umschloß die Errichtung von Stiftungen, die Gründung von „limited dividend companies“, die Einrichtung von Mitgliederorganisationen für Museen und Kunstgalerien sowie Geschenke und Vermächtnisse. Unter *philanthropy* verstehe ich *kulturelle philanthropy* – die Finanzierung von Kunstgalerien und Museen – und *soziale philanthropy* – die Finanzierung von sozialen Wohnprojekten und Krankenhäusern.

*Philanthropy* erscheint damit als ein Ordnungsprinzip industrieller Gesellschaften. Soziale Verantwortung in der industriellen Gesellschaft kann entweder dem Prinzip der privaten Verantwortung, der Selbsthilfe oder der gemeinschaftlichen Verantwortung folgen. Innerhalb des ersten Konzepts (private Verantwortung) unterscheide ich zwischen dem Prinzip der unternehmerischen Verantwortung für die Arbeiter und Angestellten, dem Prinzip der *philanthropy* und dem Prinzip der Selbstverantwortung. Das Konzept der Selbsthilfe umschließt die beiden Ideen der *nonprofit-Organisationen* und der Genossenschaften. Das dritte Konzept ist schlichtweg deckungsgleich mit dem des sozialen Wohlfahrtsstaates. Alle hier genannten Konzepte existieren nicht in der Reinform, sondern nur in Mischformen. So wird zum Beispiel der soziale Wohlfahrtsstaat in Deutschland durch die unternehmerische Verantwortung der Arbeitgeber für ihre Arbeitnehmer sowie durch Genossenschaften ergänzt. Auf der anderen Seite des Atlantiks repräsentiert Kanada die Verbindung des Konzeptes der Selbstverantwortung mit dem des sozialen Wohlfahrtsstaates und dem der *philanthropy*.

Während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war *philanthropy* der *modus vivendi* für die deutsche und nordamerikanischen Gesellschaften. Wohlhabende Bürger fühlten sich für das Wohl der Kommune verantwortlich, die im damaligen Verständnis nur als eine Gemeinschaft von wohlhabenden Bürgern galt. Die Kommune war ein Ergebnis der Interaktionen dieser Bürger, und die Stadt war ein Netzwerk aktiv handelnder Bürger, die nicht nur die ökonomische Entwicklung ihrer Stadt bestimmten, finanzierten und repräsentierten, sondern auch deren kulturelle und soziale Entwicklung. Daher halte ich es für angebracht von einer *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* zu sprechen. Dieses Konzept umschließt nicht nur den unmittelbaren Akt der Einrichtung einer Stiftung, sondern auch das Klima, in dem dies geschieht. Die Bereitstellung materieller Werte für kulturelle

und soziale Institutionen der Stadt durch *Philanthropen* war nicht außergewöhnlich, sondern ein fast alltägliches Verhaltensmuster. Diese Verhaltensmuster waren in einem Gefühl der Verantwortlichkeit eines jeden Bürgers für das Wohl der Gemeinschaft begründet und waren allgemein bekannte Praktiken. Die wohlhabenden Bürger sahen es als ihre Verpflichtung, der Gesellschaft einen Teil ihres Vermögens zurückzugeben. Mein Konzept der *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* umschließt folglich ökonomische, sozio-psychologische, kulturelle und anthropologische Aspekte. Dieses Konzept bahnt uns den Weg von einer rein positivistischen Beschreibung einzelner *Philanthropen* und ihrer *Stiftungen* hin zu einer sozialstrukturellen Analyse einer *philanthropisch* organisierten städtischen Gesellschaft. In einer solchen Interpretation erscheint der *Philanthrop* nicht mehr als ein einzelner Wohltäter, der losgelöst von der Gesellschaft agiert, sondern als Mitglied einer sozialen Klasse, der sich entsprechend den Verhaltensmustern seiner sozialen Klasse verhält.

Das Konzept der *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* hat verschiedene Bausteine: soziale Gruppen, Verhaltensmuster, Motive und Ziele. Der *Philanthrop* ist nicht nur durch sein Handeln, sondern auch durch die verschiedenen Motive, Probleme und Ziele, die sein Handeln leiten, charakterisiert. Ihm stehen verschiedene Instrumente und Verhaltensmuster zur Verfügung, um die sozialen Probleme der Gesellschaft zu beheben oder kulturelle Institutionen zu etablieren. Das Agieren eines *Philanthropen* ist durch die Probleme seiner Zeit bestimmt, die er zu lösen sucht. Um dies kurz zu verdeutlichen: Der Stiftungswohnungsbau versucht das Wohnungsproblem der Unterschichten zu lösen, das durch die Industrialisierung verursacht wurde. Des Weiteren haben *Philanthropen* nicht nur sehr genaue Vorstellungen über die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft, sondern verfügen auch über die Mittel, um die Gesellschaft so zu beeinflussen, daß sie sich in diese Richtung hin entwickelt. Letztendlich befanden sich *Philanthropen* immer in einem Wettbewerb mit anderen sozialen Kräften und Gruppen wie zum Beispiel soziale Reformer, Marxisten, kirchliche Gruppen etc.

Mein Konzept einer *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* umfaßt noch eine zweite Ebene. Die *Philanthropen* waren in ihrem Agieren nicht nur durch diese bewußt wahrgenommenen Motive bestimmt, sondern auch durch ein manchmal bewußtes, manchmal unbewußtes Streben nach sozialer Integration. *Philanthropy* ist ein Verhaltensmuster, das von den alten und neuen bürgerlichen Schichten während des 19. Jahrhunderts dazu genutzt wurde, die Führungsposition der alten Eliten in der Gesellschaft zu bestätigen oder eine solche Führungsposition für die neuen bürgerlichen Eliten zu gewinnen. *Stiften* war ein Handlungsmuster, das dazu diente, Vertreter neuer bür-

gerlicher Eliten und religiöser Minderheiten sowie von Frauen in die „führenden Kreise der Gesellschaft“ zu integrieren. Diejenigen, die soziale und kulturelle Institutionen finanziell unterstützt haben, handelten so, um von den Mitgliedern der High Society als ihresgleichen anerkannt und in diese Kreise aufgenommen zu werden. Reichtum war eine notwendige Voraussetzung dafür, aber allein war er nicht zureichend, um in die führenden Kreise der Gesellschaft aufgenommen zu werden, wie dies das Beispiel der Vanderbilts belegt. Obwohl die Vanderbilts eine der alten New Yorker „aristokratischen“ Familien waren, die im 19. Jahrhundert ihr Vermögen aus dem Bau von Eisenbahnen bezogen, wurden sie für lange Zeit nicht in die Knickerbocker-Elite aufgenommen. Erst nachdem sie große Geldsummen in den Bau des *Metropolitan Museum of Art* und der *Metropolitan Opera* „investiert“ haben, wurden sie in die High Society integriert.<sup>5</sup>

Diese Interpretation baut auf dem Klassen-Konzept von E. P. Thompson auf. Er hat darauf aufmerksam gemacht, daß „Klasse“ nicht nur einfach eine „Struktur“ oder eine „Kategorie“ ist, sondern etwas, „which in fact happens (and can be shown to have happened) in human relationships.“<sup>6</sup> Eine Klasse ist für Thompson nicht mehr eine rein ökonomische Kategorie, sondern ein soziales Phänomen, das nur in den Interaktionen von Menschen sichtbar und untersuchbar wird. Auf dieser Idee aufbauend, definiere ich Klasse nicht primär als eine ökonomische Kategorie, sondern als eine Summe von Verhaltensmustern, die typisch sind für eine Gruppe von Individuen. Folglich ist das Bürgertum nicht nur durch den Besitz materieller und finanzieller Ressourcen bestimmt, sondern vielmehr durch den Gebrauch derselben. Leipziger und New Yorker wurden *Philanthropen*, weil sie daran interessiert waren, ihren Platz innerhalb des städtischen Bürgertums zu legitimieren und um zu beweisen, daß sie nicht nur wohlhabende, sondern auch verantwortlich handelnde Bürger waren.

## 2. Der Transfer philanthropischer Modelle

*Philanthropy* wurde nicht auf dem amerikanischen Kontinent erfunden, sondern hat seine Wurzeln in Europa. In deutschen und englischen Städten entwickelten sich verschiedene *philanthropische* Modelle, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die USA und Kanada „exportiert“ wurden. In der zweiten Hälfte des 19. und im frühen 20. Jahrhundert reisten wohlhabende Amerikaner und Kanadier nach Europa, um dort Lösungsan-

5 W. A. Croffut, *The Vanderbilts and the Story of their Fortune*, Chicago/New York 1886; E. P. Hoyt, *The Vanderbilts and their Fortunes*, Garden City/New York 1962; A. Churchill, *The Upper Crust*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1970, S. 119-136.

6 E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, London 1964, S. 9.

sätze für die sozialen Probleme zu finden, die durch die Industrialisierung hervorgerufen wurden.<sup>7</sup> Die Wohnungsnot der Arbeiterklasse wurde von den wohlhabenden Amerikanern als das brennendste Problem dieser Zeit empfunden. Daher verfolgten sie sehr genau die verschiedenen Lösungsstrategien, die in Großbritannien und Deutschland entwickelt wurden. Wohlhabende Bostoner und New Yorker reisten vor allem nach London, um die *philanthropischen* Wohnungsunternehmen von Sir Sydney Waterlow, George Peabody und Oktavia Hill zu studieren. Waterlow, Peabody und Hill entwickelten sehr verschiedene *philanthropische* Modelle für soziale Wohnungsunternehmen – das Modell der *pure philanthropy*, das Modell der *investment philanthropy* und das Modell der *sozialen Wohnungsverwaltung*.<sup>8</sup>

Im Jahre 1862 entschied sich der reiche amerikanische Banker George Peabody, £500.000 für die Schaffung eines sozialen Wohnungsunternehmens zu stiften. Peabody war davon überzeugt, daß der kapitalistische Markt unfähig sei, die Wohnungskrise der Arbeiterschaft zu lösen. Daher entschied er sich, nicht ein gewinnorientiertes Unternehmen zu gründen, sondern eine *Stiftung*. Ein solches Unternehmen würde zwar einen gewissen jährlichen Gewinn erzeugen, war jedoch von den Gesetzmäßigkeiten der Marktwirtschaft abgekoppelt. Der jährliche Gewinn dieser Stiftung sollte nicht den Investoren zugute kommen, sondern in das Unternehmen reinvestiert werden. Im Gegensatz zu diesem Modell der *pure philanthropy* stand das kommerzielle Wohnungsunternehmen, das Sir Sydney Waterlow im Jahre 1863 gründete. Dieses Unternehmen sollte beweisen, daß die Wohnungsnot der Unterschichten mit den Mitteln der kapitalistischen Marktwirtschaft gelöst werden könnte (*investment philanthropy*). Waterlow gründete daher sein Unternehmen in der Form einer *limited dividend company*, einer Aktiengesellschaft, in der der jährliche Gewinn, der unter den Anlegern verteilt wurde, auf fünf Prozent begrenzt wurde. Normalerweise erwarteten Anleger in solchen Unternehmen weit höhere Gewinne. Daher wurde diese Art der *philanthropy* auch bald *philanthropy and five percent* genannt. Oktavia Hill schließlich gründete im Gegensatz zu Peabody und Waterlow keine Wohnungsbauunternehmen oder entwarf ökonomische Modelle zur Beseitigung der Wohnungsnot der Arbeiterklasse. Vielmehr entwickelte sie ein System der *sozialen Wohnungsverwaltung* („friendly

7 Für diesen Transfer philanthropischer Modelle siehe: Adam, Transatlantic Trading (Anm. 3).

8 Für das folgende siehe: J. N. Tarn, Five Percent Philanthropy. An Account of housing in urban areas between 1840 and 1914, Cambridge 1973; E. R. L. Gould, The Housing of the Working People (Eighth Special Report of the Commissioner of Labor), Washington 1895, S. 214-246.

rent-collecting“), das in verschiedenen sozialen Wohnungsprojekten genutzt wurde. Diese drei in London entwickelten Konzepte wurden zu Mustern, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Nordamerika Nachahmung fanden.

Seit den 1870er Jahren pilgerten amerikanische *Philanthropen* nach London, um dort Informationen über die Peabody-Stiftung, Waterlows *philanthropy and five percent* und Hills *friendly rent-collecting* System zu sammeln. Einer von diesen Amerikanern war der wohlhabende Bostoner Arzt Henry Ingersoll Bowditch, der auch hinter der Gründung des *Massachusetts State Board of Health* im Jahre 1869 stand.<sup>9</sup> Nachdem er zum Vorsitzenden dieses Regierungskomitees gewählt worden war, inspizierte er Ende 1870 die Bostoner Slums und war schockiert über das Ausmaß der Verelendung. Um dem Abhilfe zu schaffen, rief er die wohlhabenden Bürger der Stadt auf, eine Reform der Wohnungsverhältnisse der arteren Schichten zu unterstützen. Noch im selben Jahr reiste er nach London, um dort sechs Monate lang die Wohnungsunternehmen von Peabody und Waterlow sowie das Managementsystem von Hill zu studieren. Bowditch faßte seine Londoner Beobachtungen und Eindrücke in seinem *Letter from the Chairman of the State Board of Health Concerning Houses for the People, Convalescent Homes and the Sewage Question* zusammen, das 1871 im *Second Annual Report of the State Board of Health of Massachusetts* veröffentlicht wurde. In diesem 61 Seiten langen Brief gab Bowditch eine detaillierte Beschreibung der Geschichte und Funktionsweise der Peabody-Stiftung und des Waterlow-Unternehmens sowie des Managementsystems von Oktavia Hill. Zusammen mit seinem Brief veröffentlichte er den ersten Aufsatz von Oktavia Hill für die amerikanische Öffentlichkeit über ihre „organized work among the poor“.<sup>10</sup>

Obwohl Bowditch die Peabody-Stiftung bewunderte, hatte er doch Zweifel, daß dieses Unternehmen einen Weg aufzeigen könnte, der sowohl in London als auch in nordamerikanischen Städten wie Boston zu einer Beseitigung der Wohnungsnot der Unterschichten führen würde. Bowditch war überzeugt, daß dieses Unternehmen aufgrund seines „pure philanthropic“ Charakters kaum Nachahmer finden würde.<sup>11</sup> Daher neigte er mehr zu Waterlows „limited dividend company“, die er in sämtlichen Details in seinem Brief beschrieb. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus London über-

9 J. F. Fulton, Henry Ingersoll Bowditch, in *Dictionary of American Biography* Bd. II, New York 1934, S. 493.

10 (H. I. Bowditch), *Letter from the Chairman of the State Board of Health, Concerning Houses for the People, Convalescent Homes, and the Sewage Question*, in: *Second Annual Report of the State Board of Health of Massachusetts*, Boston 1871, S. 182-243.

11 Ebenda, S. 198.

zeugte Bowditch eine größere Zahl wohlhabender Bostoner, die *Boston Cooperative Building Company* mit einem Grundkapital von \$200,000 zu gründen. Dieses Unternehmen wurde nach dem Vorbild von Waterlows „limited dividend company“ gegründet, und der jährliche Gewinn, der an die Aktieninhaber ausgezahlt wurde, auf maximal sieben Prozent begrenzt.<sup>12</sup>

Andere *Philanthropen*, wie zum Beispiel Alfred Treatway White aus New York City, folgten dem von Bowditch gesetzten Beispiel und besuchten London, um dort aus erster Hand Informationen über die verschiedenen *philanthropischen* Wohnungsunternehmen zu bekommen. Wie schon Bowditch, war auch White sehr von dem Waterlow-Unternehmen beeindruckt. Nachdem er 1872 nach New York zurückgekehrt war, begann er ein eigenes *philanthropisches* Wohnungsunternehmen, das den Namen „Home and Tower Buildings“ erhielt, aufzubauen. Dieses Unternehmen kopierte nicht nur die Organisation, sondern auch die Konstruktion und Architektur der Wohnhäuser des Waterlow-Unternehmens bis ins kleinste Detail.<sup>13</sup>

Die Wohnungsnot der Unterschichten war nicht das einzige Betätigungsfeld für wohlhabende Amerikaner und Kanadier, die auf ihren ausgedehnten Reisen durch Europa sehr viel Zeit in Kunstgalerien und Kunstmuseen verbrachten. Sehr bald genügte es dem amerikanischen Bürgertum nicht mehr, daß man das Bedürfnis nach ästhetischer Bildung auf Bildungsreisen durch Europa befriedigen konnte. Daher wurde der Ruf nach der Einrichtung eigener Museen und Kunstgalerien bald unüberhörbar. Insbesondere die New Yorker „Aristokratie“ blickte neidvoll auf die reichen Kunstsammlungen der deutschen Kleinstaaten, als im Jahre 1869 John Jay, ein prominenter Rechtsanwalt, die Einrichtung eines Kunstmuseums vorschlug. Der Schriftsteller William Cullen Bryant brachte diesen Neid auf den Punkt, als er seine Mitbürger daran erinnerte, daß es auf der anderen Seite des Atlantiks das kleine Königreich Sachsen gebe, daß, obwohl es viel kleiner sei als Massachusetts und viel weniger Einwohner habe, dennoch ein Kunstmuseum habe, das über so gewaltige Reichtümer verfüge, daß jeder der Europa besucht, den Kontinent nicht eher verlassen könne,

12 D. M. Culver, *Tenement House Reform in Boston, 1846-1898* (unveröffentlichte Dissertation Boston 1972), S. 144-145; *The First Annual Report of the Boston Co-operative Building Co. with the Act of Incorporation and By-Laws*, Boston 1872; *Twenty-Fifth Annual Report of the Boston Co-operative Building Company* 1896, S. 8-13; R. T. Paine, *The Housing Conditions in Boston*, in: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* Vol. XX (July, 1902-December, 1902), Philadelphia 1902, S. 123-136.

13 R. Plunz, *A History of Housing in New York City. Dwelling Type and Social Change in the American Metropolis*, New York 1990, S. 92.

bevor er nicht dieses Museum gesehen habe.<sup>14</sup> Leipzig und Dresden mit ihren weltbekannten Museen zogen zahlreiche Amerikaner und Kanadier an, die nicht nur die Sammlungen der Museen genossen, sondern sich auch sehr genau ansahen, wie diese Museen und Kunstgalerien organisiert und betrieben wurden.

James Mavor, der Bürgermeister von Toronto, nutzte seine Dienstreisen dazu, Organisation und Aufbau von Kunstgalerien in Deutschland kennenzulernen. Als er 1899 nach Europa reiste, um die Möglichkeiten der Anwerbung von Auswanderern nach Kanada und die Auswirkungen der deutschen und österreichischen Sozialversicherung zu studieren, nutzte er seinen Aufenthalt auch dazu, die Kunstsammlungen und Kunstgalerien in Dresden, Leipzig, München, Nürnberg, Prag und Stockholm zu besichtigen. Er ließ Photographien der Gemäldesammlungen anfertigen und versorgte sich mit einer umfangreichen Sammlung von Katalogen. Ein kleines rotes Notizbuch, das er während dieser Reise führte, bestätigt sein Interesse an der Organisation der besuchten Museen. Mavor machte sehr detaillierte Notizen über die Höhe der Eintrittsgelder und über die Zugänglichkeit für die Öffentlichkeit. Diese Informationen waren ein Jahr später von großem Nutzen, als Mavor zusammen mit Sir Edmund Walker, einem prominenten Torontoer *Philanthropen*, daran ging, die *Toronto Art Gallery* zu gründen.<sup>15</sup>

*Philanthropen* in Toronto orientierten sich bei der Gründung ihrer Museen an den deutschen Vorbildern, ohne diese zu übernehmen. Nordamerikanische *Philanthropen* entwickelten ihre eigenen Konzepte über die Beteiligung von Künstlern an diesem Projekt und die gesellschaftliche Aufgabe einer solchen Institution. Der erste Unterschied zwischen der Leipziger, der New Yorker und der Torontoer Kunstgalerie besteht in dem Umfang, in dem die Künstler in die Organisation der Kunstgalerie einbezogen wurden. Während in Leipzig Künstler keine Rolle bei der Gründung der Kunstgalerie spielten, wurden sie bei der Etablierung des *Metropolitan Museum of Art* einbezogen und spielten eine herausragende Rolle bei der Errichtung der Kunstgalerie in Toronto. Der zweite Unterschied wird in der gesellschaftlichen Funktion deutlich, die diesen Museen in Deutschland und Nordamerika zugeschrieben wurde. Auf beiden Seiten des Atlantiks erhielten Museen eine Funktion in dem Prozeß der Legitimation von wohl-

14 W. E. Howe, *A History of the Metropolitan Museum of Art with a Chapter on the early Institutions of Art in New York* 1. Bd., New York 1913, S. 108; Siehe auch: C. Tompkins, *Merchants and Masterpieces. The Story of the Metropolitan Museum of Art*, New York 1989, S. 28.

15 Adam, *Philanthropic Landmarks* (Anm. 3); University of Toronto, Fisher Rare Book Library, James Mavor Papers MS 119, Box 56A:22; J. Mavor, *My Windows on the Street of the World* 2 Bde., London/Toronto/New York 1923, S. 377-381.

habenden Bürgern als Mitgliedern der High Society. Das Schenken oder Stiften von materiellen und finanziellen Werten war immer auch verbunden mit dem Versuch des *Stifters*, seine Führungsposition in der städtischen Gesellschaft zu begründen. Darüber hinaus gründeten New Yorker und Torontoer *Philanthropen* Museen auch mit dem Ziel, die Unterschichten zu erziehen und an die hohe Kunst heranzuführen. Dies war nicht die Intention der *Philanthropen* in Leipzig, wo anfänglich nur die Mitglieder der städtischen Oberschicht Zutritt zu ihrem Kunstmuseum hatten.

### 3. Private öffentliche Museen

Sowohl in Leipzig als auch in New York wurden die Kunstmuseen von Mitgliedern des städtischen Bürgertums gegründet. 1869 schlug John Jay während einer Festrede anlässlich des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeit in Paris seinen Landsleuten die Gründung eines Kunstmuseums in New York vor. Jay konnte sich sofort der Unterstützung der alten Knickerbocker-Familien wie zum Beispiel der Rhinelanders, Stuyvesants, Winthorps und Phelps und der neuen Familien wie zum Beispiel der Vanderbilts, der Stuarts und der Kennedys sicher sein. Beide bürgerliche Gruppen waren daran interessiert, ihren Platz in der Gesellschaft zu bestätigen bzw. neu zu definieren und gleichzeitig New York den Ruf einer kulturellen Metropole zu vermitteln. Bei ihren Reisen durch die alte Welt Europas merkten die Vertreter beider bürgerlichen Führungsschichten, daß New York fast nichts vorweisen konnte, das mit den Museen und Kunstgalerien Europas konkurrieren konnte. Der hier schon zitierte Schriftsteller Bryant berührte denn auch einen wunden Punkt, als er auf der ersten Zusammenkunft der an der Gründung eines Kunstmuseums Interessierten darauf hinwies, daß nicht nur das winzige Königreich Sachsen weitaus imposantere Museen habe, sondern daß auch – zumindest in seiner Vorstellung – solch arme und unbedeutende Länder wie Spanien reiche und beeindruckende Museen besitzen, denen New York nichts entgegenhalten kann. Insbesondere das Leipziger Kunstmuseum wird immer wieder als eines der beeindruckendsten Museen beschrieben, und es gibt einige Indizien, daß das Leipziger Museum eine Vorbildrolle bei der Gründung des *Metropolitan Museum of Art* gespielt hat.<sup>16</sup>

Die Initiatoren des *Metropolitan Museum of Art* gründeten eine Mitgliederorganisation mit drei verschiedenen Mitgliederklassen: 1) die Klasse der *Patrons* für die Mitglieder, die bereit waren \$1,000 zu bezahlen; 2) die

---

16 W. E. Howe, *A History of the Metropolitan Museum of Art* (Anm. 14), S. 108; Siehe auch: Tomkins, *Merchants and Masterpieces* (Anm. 14), S. 28.

Klasse der *Fellows in Perpetuity* für Mitglieder, die bereit waren \$500 zu bezahlen; 3) die Klasse der *Fellows for Life* für Mitglieder, die bereit waren \$200 zu bezahlen. Diese Mitgliederorganisation wurde zum Muster für alle später gegründeten nordamerikanischen Museen und hat fast unverändert die Zeiten bis auf den heutigen Tag überdauert. Das Leipziger Kunstmuseum war ebenfalls auf der Basis einer Mitgliederorganisation, des Leipziger Kunstvereins, gegründet worden. Im Gegensatz zum *Metropolitan Museum* folgte dieser Verein jedoch der Rechtsform einer Aktiengesellschaft. Alle Aktien, die der Leipziger Kunstverein im Werte von drei Talern ausgab, wurden innerhalb weniger Tage verkauft. Beide Museen wurden auf der Basis von Mitgliederorganisationen gegründet, deren Mitglieder den oberen Schichten des städtischen Bürgertums zugehörten, und beide Museen waren private Institutionen.<sup>17</sup>

Als das *Metropolitan Museum* im Jahre 1870 eröffnet wurde, verfügte es zwar über eine eigene Sammlung jedoch nicht über ein eigenes Gebäude. Erst zehn Jahre später konnte es sein von da an ständiges Domizil an der Ostseite des Central Park einnehmen. Obwohl das Museum während dieser ersten zehn Jahre eine große Zahl von Geschenken erhielt und über die Mitgliederbeiträge mehr als \$200,000 eingenommen wurden, waren die Museumsgründer davon überzeugt, daß das Museum ohne staatliche Zuschüsse nicht existenzfähig sein würde. Daher entwarf George Fiske Comfort, ein junger Professor der Princeton-Universität, eine Petition, in der die Unterzeichner den Gouverneur von New York um eine finanzielle Unterstützung für die Errichtung eines Museumsgebäudes baten. Comfort brachte diese Petition persönlich nach Albany, dem Regierungssitz von New York State, und übergab sie William M. Tweed, dem Gouverneur des Bundesstaates von New York. Tweed zögerte nicht lange und bewilligte dieses Ansuchen, weil die Unterzeichner den größten Teil der Grundbesitzer von New York City und eine große Zahl von Unternehmern in New York City repräsentierten.<sup>18</sup>

Mit sehr wenigen Ausnahmen erhielten alle später gegründeten nordamerikanischen Museen staatliche Zuschüsse nach dem Vorbild des *Metropolitan Museum*. Das Bostoner *Museum of Fine Arts* war eine der wenigen Ausnahmen, in denen die Museumsgründer weder um staatliche Subventionierung nachsuchten, noch eine solche erhielten. Ähnlich verhielt es sich mit dem Leipziger Kunstmuseum. Nach seiner Gründung verfügte es für lange Zeit nicht über ein eigenes Gebäude. Im Jahre 1846 bat der Kunstverein daher die Stadtregierung um die Überlassung von Ausstellungsräu-

17 Ebenda, S. 129-130; Howe, A History of the Metropolitan Museum of Art 2. Bd., New York 1946, S. 47; J. Vogel, Das Städtische Museum zu Leipzig, Leipzig 1892, S. 29.

18 Tomkins, Merchants and Masterpieces (Anm. 14), S. 40.

men. Die Stadtregierung kam diesem Ansuchen nach und bot dem Kunstverein an, einige kleinere Räume in einer der Stadtschulen zu nutzen. Erst zwölf Jahre später konnte dieses Provisorium mit der Eröffnung eines Museumsgebäudes am Augustusplatz beendet werden. Im Gegensatz zu New York wurde dieses Gebäude ausschließlich mit privatem Geld finanziert. Das Vermächtnis des Leipziger Kaufmanns Heinrich Adolf Schletter versetzte den Kunstverein in die Lage, ein Museumsgebäude ohne staatliche oder kommunale Unterstützung zu finanzieren. Anders als im Falle des *Metropolitan Museum* wurden in Leipzig nicht nur die Kunstsammlungen, sondern auch das Gebäude ausschließlich mit privaten Mitteln finanziert.<sup>19</sup>

Noch bevor das Gebäude für das *Metropolitan Museum* fertiggestellt worden war, entschied sich die Stadtregierung von New York City das Museum mit einer jährlichen Subvention von \$15,000 zu unterstützen, um dem Museum bei der Bezahlung von Mietkosten und anderen laufenden Ausgaben zu helfen. Im Gegensatz dazu erhielt das Leipziger Museum erst in den 1880er Jahren eine jährliche finanzielle Unterstützung von der Stadtregierung. Das Einsetzen kommunaler und staatlicher Subventionierungen in New York und Leipzig führten zur Herausbildung zweier völlig verschiedener Entwicklungswege. Während sich in New York fortan staatliche und private Unterstützung ergänzten, führte in Leipzig die Einführung der staatlichen Unterstützung zu einem Rückgang des privaten Engagements der wohlhabenden Leipziger und letztendlich zur vollständigen Übernahme des Museums in staatliche Verantwortung im Jahre 1909. Dies bedeutete die völlige Ausschaltung jeder privaten Finanzierung durch Mitgliederorganisationen oder private Schenkungen und Vermächtnisse, während sich in New York bis auf den heutigen Tag staatliche und private Finanzierung ergänzen.<sup>20</sup>

Die Debatten über die Eigentumsrechte an dem Museumsgebäude und an den Sammlungen in New York und Leipzig werfen ein Schlaglicht auf die Konzepte der *Philanthropen* im 19. Jahrhundert darüber, wie die städtische Gesellschaft organisiert werden sollte. Die New Yorker *Philanthropen*

19 Howe, *A History of the Metropolitan Museum of Art* (Anm. 14), S. 138; Tomkins, *Merchants and Masterpieces* (Anm. 14), S. 39-41; für Boston: W. M. Whitehill, *Museum of Fine Arts Boston. A Centennial History* 1. Bd., Cambridge 1970; für Leipzig: T. Adam, *Die Kommunalisierung von Kunst und Kultur als Grundkonsens der deutschen Gesellschaft ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert*, in *Die Alte Stadt* 26 (1999), S. 91; M. E. Mcnninger, *Art and Civic Patronage in Leipzig, 1848-1914*, (unveröffentlichte Dissertation Harvard University 1998), S. 79.

20 Tomkins, *Merchants and Masterpieces* (Anm. 14), S. 45; J. Huggings-Balfe/T. A. Cas-silly, „Friends of ...“: Individual Patronage through Arts Institutions, in: Huggings-Balfe (Hrsg.), *Paying the Piper: Causes and Consequences of Art Patronage, Urbana/Chicago* 1993, S. 119-136.

akzeptierten die Forderung Tweeds, daß das Museumsgebäude für das *Metropolitan Museum* in den Besitz der Stadtregierung übergehen sollte, während die Sammlungen in dem Museumsgebäude in Privateigentum verbleiben sollten. Der Leipziger Kunstverein legte bereits 1846 fest, daß alle von dem Verein erworbenen, ihm geschenkten oder vermachten Gemälde und Skulpturen in das Eigentum der Stadt übergehen sollten, allerdings nur unter der Bedingung, daß diese Objekte niemals zu einem anderen Zweck verwendet würden als der Ausstellung in einem kommunalen Kunstmuseum. In diesen verschiedenen Bestimmungen wird deutlich, daß sich die New Yorker und Leipziger *Philanthropen* in ihrem Denken über *kommunales Eigentum* stark unterschieden. Die Leipziger *Philanthropen* sahen keinen Unterschied zwischen kommunalem und privatem Eigentum. Um das zu verstehen, müssen wir uns vor Augen halten, daß die Stadt des 19. Jahrhunderts für die Zeitgenossen immer noch als eine Gruppe von wohlhabenden Bürgern angesehen wurde, die sich verantwortlich für das Gemeinwohl fühlten. Diese Bürger unterschieden nicht zwischen kommunalen und privaten Einrichtungen – beide wurden von ihnen direkt finanziert. Die Kommune existierte in den Augen der Zeitgenossen nur durch diese Bürger und deren Interaktionen. Dies war ganz anders im New York der 1870er Jahre, wo das städtische Bürgertum einer korrupten Stadtregierung gegenüberstand und sich daher nicht als Teil der Struktur der Kommune wahrnahm.

Der zweite große Unterschied zwischen dem Leipziger und New Yorker Museum bestand in der Aufgabenzuschreibung dieser Einrichtung. Das *Metropolitan Museum* war nicht nur dazu gegründet worden, die kulturelle Potenz des städtischen Bürgertums zu demonstrieren, sondern auch, um als Bildungseinrichtung für die Unterschichten zu dienen. Im Gegensatz dazu sollte das Leipziger Museum lediglich der Zurschaustellung der kulturellen Potenz des Leipziger Bürgertums dienen. Nur die Mitglieder des Kunstvereins, die ausschließlich zu den oberen Schichten des Stadtbürgertums gehörten, hatten Zutritt zu dem Museum. Das seheim – zumindest für uns – ein Widerspruch in sich selbst zu sein, denn auf der einen Seite betrachtete der Kunstverein seine Sammlungen als kommunales Eigentum, und auf der anderen Seite gestattete er nur den wohlhabenden Bürgern der Stadt, diese zu sehen. Für die Zeitgenossen war dies keinesfalls ein Widerspruch, weil die Stadt eine soziale Struktur war, die nur die Bürger umschloß, während die Unterschichten weder als Bürger noch als zum Stadtverband gehörig betrachtet wurden. Anders als in Boston und New York, wo die von *Philanthropen* begründeten kulturellen und sozialen Institutionen den Unterschichten offenstanden, entschieden die Leipziger *Philanthropen* sich dafür, nur die sozialen Einrichtungen für die Unterschichten zu öffnen, während sie die kulturellen Einrichtungen weitestgehend gegen die Arbei-

terschaft abschlossen und so jeden Kontakt mit den Unterschichten vermieden. Es bleibt also ein spannender Widerspruch: das New Yorker Museum war eine private Institution, aber offen für alle, während das Leipziger Museum eine kommunale Einrichtung war, die allerdings für die Mehrheit der Bevölkerung geschlossen blieb.

#### 4. Private Fürsorge

In der städtischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurden nicht nur Museen und Kunstgalerien privat organisiert und finanziert, sondern auch Krankenhäuser und soziale Wohnungsunternehmen. Im Mai 1871 überzeugte er Bostoner Arzt Henry Ingersoll Bowditch zahlreiche wohlhabende Bostoner, die *Boston Cooperative Building Company* zu gründen, die sich, wie eingangs bereits erwähnt, an Waterlows *philanthropy and five percent*-Modell orientierte. Es ist an dieser Stelle nötig, Waterlows Unternehmung etwas genauer zu beschreiben. Sir Sydney Waterlow und Mathew Allen gründeten 1863 ein Wohnungsunternehmen in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft, um zu zeigen wie die Wohnungsnot der Unterschichten unter Nutzung kapitalistischer Methoden beseitigt werden könnte. Es war ihr Ziel, einen Typ von mehrgeschossigen Wohnhäusern so kostengünstig zu konstruieren, daß die Wohnungsmieten für Arbeiterfamilien erschwinglich wurden und gleichzeitig eine auf maximal fünf Prozent begrenzte Dividende für die Investoren abwarf.<sup>21</sup> Die Beschränkung der Dividende auf fünf Prozent erscheint uns heute als nur wenig *philanthropisch*. Es gilt aber zu bedenken, daß die Verzinsungserwartungen insbesondere für Investitionen im privaten Mietwohnungsbau weit über fünf Prozent lagen. Waterlows Konzept der *philanthropy and five percent* verband zum ersten Mal den kapitalistischen Markt mit der Idee *philanthropischer* Hilfe für die Unterschichten. Viele nordamerikanische *Philanthropen* waren von Waterlows Konzept begeistert und brachten es nach Amerika und Kanada, um dort mit Hilfe der *limited dividend companies* die akute Wohnungsnot der Unterschichten zu bekämpfen.

Bowditch war fasziniert von dem Waterlowschen Konzept und gründete bald nach seiner Rückkehr in Boston eine *limited dividend company*, deren jährliche Dividende auf sieben Prozent beschränkt wurde – der übrige Gewinn sollte für die Weiterentwicklung des Unternehmens eingesetzt werden. Das Ziel dieses *philanthropischen* Unternehmens sollte es sein, preiswerte Wohnungen für Arbeiterfamilien auf drei verschiedenen Wegen herzustellen: 1) durch die Errichtung neuer mehrgeschossiger Wohnhäuser

---

21 Tarn, *Five Percent Philanthropy* (Anm. 8), S. 51.

in der Stadt; 2) durch die Pachtung und Rekonstruktion von alten Wohnhäusern und 3) durch den Neubau von Einfamilienhäusern außerhalb der Stadt, die an die Bewohner verkauft werden sollten. Doch schon bald stellte sich heraus, daß der letztgenannte Plan nicht aufging und daher verworfen werden mußte. Im Jahre 1888 gehörten dem Unternehmen schon 209 Wohnungen, die gegen eine Miete von \$34 bis \$58 pro Jahr an Arbeiterfamilien vergeben worden waren. Man mag einwenden, daß die Zahl von 209 Wohnungen fast unbedeutend war, wenn man den gesamten Bostoner Wohnungsmarkt im Blick hat, aber den Initiatoren des Unternehmens ging es nicht vordergründig um eine Massenproduktion von preiswerten Wohnungen, sondern um das Schaffen eines Beispiels, das Nachahmung unter anderen Geschäftsleuten findet, die ansonsten nur wenig an *philanthropy* interessiert waren. Und hier scheinen die Bostoner *Philanthropen* auch Recht behalten zu haben – die Wohnanlagen der Bostoner *Co-Operative Building Company* zogen Interessierte aus aller Welt an. Unter den Besuchern befanden sich *Philanthropen* und Wohnungsreformer aus New York, Philadelphia, Baltimore und aus verschiedenen europäischen Städten.<sup>22</sup>

Waterlows und Bowditchs Unternehmen verbandet zum ersten Mal den kapitalistischen Markt mit der *philanthropy* und entwickelten damit den ersten Versuch der kapitalistischen Marktwirtschaft eine soziale Komponente zu geben. *Philanthropy* wurde in diesem Falle zur *investment philanthropy*. Diese *philanthropischen* Unternehmen wurden nicht länger als einzigartige Unternehmen, sondern als Muster oder Modelle konzipiert und betrachtet, die Nachahmung finden sollten. Waterlow und Bowditch sahen in der *investment philanthropy* eine neue Entwicklungsstufe der Gesellschaft, auf der die kapitalistische Gesellschaft ein soziales Netzwerk für die Unterschichten erhielt. Es mag nicht überraschen, daß diese Ideen vor allem im amerikanischen Bürgertum während der 1870er Jahre viele Anhänger fanden. Das New Yorker und Bostoner Bürgertum – die Knickerbocker und die Brahmins – war zu Tode geängstigt, als sie von den Schreckensbildern der Pariser Kommune erfuhren. In der Pariser Kommune meinten sie zu erkennen, wohin eine absolut freie Marktwirtschaft ohne jede soziale Absicherung für die Arbeiterschaft führen würde. Die Pariser Kommune und die Depression der 1870er Jahre bestätigte ihnen die Notwendigkeit einer sozialen Reform in ihren Städten, um soziale Unruhen oder gar eine politische Revolution zu verhindern.<sup>23</sup>

Etwa 15 Jahre später, also 1887, entschied sich der Leipziger Unternehmer Herrmann Julius Meyer, Geld für die Errichtung von preiswerten

22 1. bis 25. Annual Report of the Boston Co-Operative Building Company.

23 E. G. Burrows/M. Wallace, Gotham. A History of New York City to 1898, New York/Oxford 1999, S. 1002.

Wohnungen für Arbeiterfamilien bereitzustellen. Dieses philanthropische Unternehmen wurde als ein Gesellschaft bürgerlichen Rechts begründet und im Jahre 1900 in eine *Stiftung* umgewandelt. Die „Meyersche Stiftung“ wurde zur größten, noch heute existierenden deutschen Wohnstiftung mit über 2700 Wohnungen, die zwischen 1889 und 1938 gebaut wurden. Wie schon Bowditch, fand auch Meyer sein Vorbild in London. Im Gegensatz zu Bowditch interessierte ihn jedoch nicht Waterlows Konzept der *philanthropy and five percent*, sondern das alternative Modell der *pure philanthropy*, das George Peabody entwickelt hatte. Im Unterschied zu Waterlows Unternehmen forderte Peabody, daß sein Unternehmen ohne jeden Gewinn arbeiten würde. Herrman Julius Meyer übernahm diese Idee. Im Gegensatz zu Bowditch ging es Meyer nicht darum, ein Vorbild zu schaffen, das andere wohlhabende Leipziger zur Nachahmung anregen sollte. In diesen Punkten werden die wichtigsten Unterschiede zwischen der deutschen und amerikanischen *stadtbürgerlichen Stiftungskultur* deutlich. Während Bowditch die Schaffung von Modellen bevorzugte, die dann andere wohlhabende Unternehmer zur Nachahmung anregen sollten, war Meyer mit der Errichtung eines einzelnen *philanthropischen Unternehmens* zufrieden, das eine Lösung der Wohnungsnot für eine begrenzte Zahl von Arbeiterfamilien anbot. Meyer ging es nicht um eine weitreichende gesellschaftliche Reform, sondern um praktische Tätigkeit. Er zweifelte generell daran, daß die sozialen Probleme innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft lösbar seien.<sup>24</sup>

Der hier geführte Vergleich der Etablierung von Kunstmuseen und sozialen Wohnungsunternehmen belegt, daß sich die Angehörigen des städtischen Bürgertums in deutschen und in amerikanischen Städten für das Gemeinwohl verantwortlich fühlten. Wohlhabende Bürger agierten in einem Netzwerk sozialer Beziehungen, das ich als *stadtbürgerliche Stiftungskultur* bezeichne. Stifter wie Herrmann Julius Meyer errichteten ihre Stiftungen nicht in einem Vakuum. Sie reagierten auf sehr spezifische Anforderungen ihrer Zeit und versuchten ihre Ideen darüber, wie eine industrialisierte Gesellschaft organisiert werden sollte, zu verwirklichen. Meyer sah die Verbesserung der Wohnverhältnisse der Unterschichten als eine vordringliche Aufgabe. Bei der Gründung seiner Stiftung konnte er auf Vorbilder in London und auf die lange Stiftungstradition in Leipzig zurückgreifen. *Stiftungen* gab es in Leipzig seit dem Mittelalter für jeden nur denkbaren sozialen Zweck, unter anderem auch eine ganze Anzahl von Wohnstiftungen. Sein Kontakt mit Arbeiterfamilien als Fürsorgepfleger,

24 Briefwechsel zwischen Herrmann Julius Meyer und Max Pommer (Archiv der Meyerschen Stiftung in Leipzig); T. Adam, Die Anfänge industriellen Bauens in Sachsen, Leipzig 1998, S. 26; Tarn, Five Per Cent Philanthropy (Anm. 8), S. 44-50.

seine Überzeugung, daß die Wohnungsfrage eines der bedeutendsten Probleme seiner Zeit ist, und die Existenz einer starken, marxistisch geprägten sozialdemokratischen Partei in der Messestadt waren die Motivationen, die Meyer zum Handeln bewegten. Die Entscheidung, eine Wohnstiftung zu begründen und nicht etwa eine Stiftung für Krankenhäuser, wie es Willmar Schwabe tat, oder für die Unterstützung von kranken Arbeitern, wie es die Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter tat, hing damit zusammen, daß Meyer das Wohnungsproblem als so vordringlich und die Existenz der kapitalistischen Gesellschaft bedrohend betrachtete. Meyer verstand, daß Reformen innerhalb der kapitalistischen Ordnung notwendig geworden waren, um die kapitalistische Ordnung an sich zu erhalten.<sup>25</sup>

Es ist unmöglich, *Philanthropen* losgelöst von der Gesellschaft zu betrachten. Man muß sie im gesellschaftlichen Kontext und im Kontext der zeitgenössischen Diskussion über soziale Reformen betrachten. *Philanthropen* und ihre Handlungen widerspiegeln in vielen Fällen diese Diskussionen und die von Sozialreformern entwickelten Lösungsstrategien. Dies kann am Beispiel von Meyer belegt werden.

Meyer formulierte als Ziel seiner Stiftung die Produktion von kleinen, gesunden und preiswerten Wohnungen, die nicht nur in einem Teil der Stadt, sondern über die ganze Stadt verstreut errichtet werden sollten. Damit versuchte er eine soziale Segregation zu vermeiden, die von verschiedenen Architekten und Sozialpolitikern (wie zum Beispiel Joseph Stübben) als Klassenkonflikte und soziale Spannungen befördernd angesehen wurde. Meyer entschied weiter, daß politische, konfessionelle und soziale Auswahlkriterien keinen Einfluß auf die Auswahl der Mieter haben sollten. Das Gros der Mieter würden Arbeiter und Angestellte mit ihren Familien sein. Beamte wurden nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber auch nicht bevorzugt. Die wichtigste Bestimmung der Stiftungsurkunde besagte, daß die Mieter über ein jährliches Mindesteinkommen von 800 Mark verfügen sollten, ihr Einkommen aber nicht über 1800 Mark liegen durfte, und daß die Miete nicht mehr als ein Siebentel des Mietereinkommens betragen sollte. Personen, die soziale Unterstützung bezogen, wurden aus dem potentiellen Mieterkreis ebenso ausgeschlossen wie Familien mit mehr als fünf Kindern. In diesen Bestimmungen unterschied sich Meyer kaum von den *Philanthropen* in Boston oder London. Waterlow, Bowditch und Meyer entwar-

---

25 Briefwechsel Meyer-Pommer (Anm. 24); T. Adam, Das soziale Engagement Leipziger Unternehmer – die Tradition der Wohnstiftungen, in: U. Heß/M. Schäfer (Hrsg.), Unternehmer in Sachsen, Leipzig 1998, S. 107-118; derselbe, Meyersche Stiftung – „Es hat keinerlei Unternehmergeinn zu erfolgen“, in: Leipziger Kalender 1997, S. 135-154; derselbe; Anfänge industriellen Bauens (Anm. 24), S. 26; M. Rudloff/T. Adam/J. Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1996.

fen nicht nur sehr spezifische Vorstellungen darüber, wie die Gesellschaft organisiert werden sollte, sondern gaben diesen Gestalt in der von ihnen gewählten Architektur.

Die hier genannten *Philanthropen* errichteten ihre Wohnprojekte nicht für Arbeiterfamilien, die dem „Lumpenproletariat“ angehörten, sondern nur für eine Schicht von ausgebildeten, gut verdienenden Arbeitern mit einem genau definierten Einkommen (Ober- und Untergrenze) und einer genau bezifferten Zahl von Kindern. Für diese „obere Schicht“ von Arbeitern stellten ihre sozialen Wohnungsunternehmen abgeschlossene und abgegrenzte Wohnungen zur Verfügung. Diese abgeschlossenen Wohnungen, die mit Ausnahme der Aborte alle Wohnfunktionen (Schlafen, Kochen/Essen, Freizeit) in die Wohnung verlegten, war durch einen gegen die anderen Wohnungen abgeschlossenen Zugang und Flur charakterisiert. Damit stellen sie den darin wohnenden Arbeiterfamilien eine Privatsphäre zur Verfügung und zwangen diesen Arbeiterfamilien gleichzeitig eine Privatsphäre auf. Waterlow, Bowditch und Meyer lehnten das ältere Modell der offenen Wohnstruktur ab, in dem zentrale Küche, Wasserstellen, Wascheinrichtungen und Aborte gemeinsam von allen Mietern eines Wohnhauses genutzt wurden. Eine solche Wohnstruktur ermöglichte und bedingte eine offene Familienstruktur, die von den hier genannten *Philanthropen* als für die Gesellschaft gefährlich betrachtet und daher abgelehnt wurde. Für Waterlow, Bowditch und Meyer war die Familie das Grundelement der Gesellschaft. Daher favorisierten sie eine Wohnarchitektur, die eine geschlossene Familienstruktur bedingen würde. Letztlich widerspiegelte die Konstruktion von sozialen Wohnprojekten nicht nur die gesellschaftlichen Visionen der *Philanthropen*, sie waren zugleich deren Materialisierung.<sup>26</sup>

## 5. Das Konzept einer „happening class“

*Philanthropy* war nur eines von vielen Verhaltensmustern, das das städtische Bürgertum definierte. Reichtum war zwar eine notwendige aber allein nicht ausreichende Vorbedingung für die Aufnahme in das städtische Bürgertum, wie es das Beispiel der Vanderbilts belegt. Obwohl sie eine der ältesten New Yorker Familien waren, die noch in der holländischen Kolonialzeit nach New Amsterdam (später New York) kamen und ein gewaltiges Vermögen durch den Bau von Eisenbahnlinien erwarben, wurden sie

26 Adam, *Transatlantic Trading* (Anm. 3); derselbe, *Vom Industriedorf zum Stadtteil – die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile in der Jahrhundertwende*, in U. Heß/W. Bramke (Hrsg.), *Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Leipzig 1995 (Comparativ Heft 4/1995), S. 93.

über mehrere Generationen von der alten Knickerbocker-Elite nicht als ihresgleichen anerkannt. Erst nachdem sie sich als *Philanthropen* für das *Metropolitan Museum of Art* und das neue *Metropolitan Opera House* am Broadway betätigt hatten, wurden sie in die High Society aufgenommen.<sup>27</sup>

Museen, Kunstgalerien und soziale Wohnungsunternehmen wurden nicht nur mit dem Ziel gegründet, die Gesellschaft zu verbessern oder die Reputation einer Stadt zu erhöhen, sie dienten dem städtischen Bürgertum auch dazu, seine Führungsposition in der Gesellschaft zu begründen. So wurden zum Beispiel das *Metropolitan Museum of Art* und das *American Museum of Natural History* in New York nicht deshalb begründet, weil es eine sehr große Nachfrage in der allgemeinen Bevölkerung dafür gegeben hätte oder weil die Universitäten und Colleges sie benötigten, sondern weil die Knickerbocker-Elite und die neue Elite der Industriellen und Unternehmer denntiger Institutionen bedurften, um ihren Führungsanspruch innerhalb der städtischen Gesellschaft zu formulieren. Beide Museen wurden von verschiedenen sozialen Eliten finanziert, die entweder einen Führungsanspruch in der Gesellschaft zu verteidigen hatten oder eine solchen erstrebten. Das *Metropolitan Museum* wurde von den Familien finanziert, die, wie es so schön hieß, „of old colonial stock“ waren, also ihren Stammesbaum auf holländische und englische Vorfahren zurückführen konnten, die während des 17. und frühen 18. Jahrhunderts nach Neu-England gekommen waren. Jene Familien, die über umfangreichen Landbesitz in New York verfügten, wurden am besten repräsentiert durch die Rhinelanders, Livingstones und die Stuyvesants. Das *American Museum of Natural History* hingegen wurde von den neureichen Familien, wie zum Beispiel James Brown, Adrian Iselin und William T. Blodgett, finanziert. Sie waren *self made men* und repräsentierten jene Industriellen und Unternehmer, die zwar unermeßlich reich waren, aber von den alten Eliten sozial geächtet wurden. Daher kopierten sie die Verhaltensmuster der alten Eliten, um so soziale Anerkennung zu erlangen und in die führenden Kreise der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Ein solcher Wettbewerb ist charakteristisch für die Städte des 19. Jahrhunderts auf beiden Seiten des Atlantiks. Die alten Eliten, ob nun die Knickerbocker in New York, die Brahmins in Boston oder das Patriziat in Leipzig, suchten ihre beherrschende Stellung gegen die neureichen Eindringlinge zu verteidigen. Diese Situation widerspiegelt eine soziale Krise der jeweiligen städtischen Gesellschaft. Die Industrialisierung hat nicht nur eine Arbeiterschaft hervor gebracht, sondern auch eine neue Schicht der Industriellen und Unternehmer, die am besten

---

27 Croffut, *The Vanderbilts* (Anm. 5); Hoyt, *The Vanderbilts and Their Fortunes* (Anm. 5); Churchill, *The Upper Crust* (Anm. 5), S. 119-136.

als *self made men* bezeichnet werden können. Diese stiegen meistens aus unteren sozialen Schichten auf, erwarben mit ihren Erfindungen, neuen Techniken oder mit ihren Fabriken ein Vermögen ohne jemals eine umfassende kulturelle Bildung erfahren zu haben. Die alten Eliten weigerten sich, diese Neureichen (das Wort gilt bis heute als Schimpfwort) als ihresgleichen anzuerkennen, und schlossen ihre Zirkel und sozialen Klubs und kulturellen Institutionen gegen sie ab. Nur ganz allmählich und erst nachdem sie sich als gebildete und kulturell bewanderte Personen, die über ein Gefühl sozialer Verantwortung verfügten, bewiesen hatten, fanden die *homo novae* Zugang zu den führenden Kreisen der Gesellschaft. *Philanthropy* für soziale und kulturelle öffentliche Institutionen war eines der wichtigsten Instrumente für diesen Personenkreis, um sich in das städtische Bürgertum zu integrieren.

Dies läßt sich sehr gut am Beispiel des *Metropolitan Museum of Art* illustrieren.<sup>28</sup> Im Jahre 1876 unterstützten 104 Patrons, 119 *Fellows in Perpetuity* und 92 *Fellows for Life* das *Metropolitan Museum*. 66 Prozent dieser *Philanthropen* gehörte zur alten Elite der Knickerbocker, während nur 34 Prozent aus den neureichen Familien kamen. Die Vorfahren der alten Knickerbocker-Familien kamen aus den Niederlanden und aus England, um sich in den neuen Territorien (Massachusetts, New Jersey und New York) niederzulassen. Sie wurden als „of good colonial stock“ beschrieben und konnten in ihren Stammbäumen auf Vorfahren verweisen, die mit der „Mayflower“ oder der „Ann“ in den 1620er Jahren in Amerika landeten. Levi Parsons Morton gehörte zu einer solch alten Knickerbocker-Familie und unterstützte das *Metropolitan Museum of Art*. Er war ein Nachfahre von George Morton von York (England), der als ein „financial agent“ für die Mayflower Puritaner in London agierte, bevor er mit der „Ann“ nach Amerika kam, wo er 1623 in Plymouth (Massachusetts) landete und sich in Middleboro (Plymouth County) ansiedelte.<sup>29</sup> Die Biographien der Mehrzahl

---

28 Die folgende Analyse der Mitgliedschaft der *Metropolitan Museum of Art Association* basiert auf meiner biographischen Datenbank über New Yorker Philanthropen. Die Mitgliederlisten wurden den Jahresberichten der Museums Organization für 1876 und 1895 entnommen. Die biographischen Informationen stamen von: L. R. Hamsley (Hrsg.), *Who's who in New York City and State*, New York 1905; *The National Cyclopaedia of American Biography*; George Austin Morrison Jr., *History of Saint Andrew's Society of the State of New York, 1756–1906*, New York 1906; *Social Register*, New York 1898; *Club Men of New York*, New York 1893; M. A. Hamm, *Famous Families of New York. Historical and Biographical Sketches of families which in successive generations have been identified with the development of the Nation*, New York/London, 2 Bde; *Prominent Families of New York. Being an Account in Biographical Form of Individuals and families Distinguished as Representatives of the Social, professional and Civic Life of New York City*, New York 1897.

29 *Prominent Families of New York* (Anm. 28), S. 416.

der *Philanthropen*, die das *Metropolitan Museum of Art* unterstützen, finden sich in dem zweibändigen Lexikon „Famous Families of New York and Prominent Families of New York“.<sup>30</sup>

Derartige biographische Nachschlagewerke müssen äußerst vorsichtig gelesen werden, da sie oftmals fiktionale Elemente enthalten, die durch die Herausgeber eingefügt wurden, um die Biographien eindrucksvoller aussehen zu lassen. Insbesondere die Angaben über Stammbäume und Vorfahren entstammen mehr dem Reich der Mythologie als einer kritischen genealogischen Forschung. New York war bekannt für seine Historiker und Genealogen, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, daß sie neureiche Familien mit erfundenen Stammbäumen, ausgeschmückten, bis in das frühe Mittelalter zurückreichende Familiengeschichten und Familienwappen austatteten.<sup>31</sup> Alte und neue Eliten teilten den Wunsch, detaillierte und glorreiche Familiengeschichten und farbenprächtige Familienwappen vorweisen zu können. Sie kopierten die Verhaltensmuster der alten Familien und benutzten heraldische Handbücher, die in hoher Zahl in der Gesellschaft kursierten, um sich das ihnen zusagende Produkt auszuwählen.<sup>32</sup> Diese konstruierten Identitäten fanden ihren Weg in die biographischen Nachschlagewerke und wurden zu einer quasi-Realität für die Zeitgenossen. So konnten die Carletons ihre Familie bis in die Zeit der normannischen Eroberung Englands im Jahre 1066 zurückverfolgen. Der Name sollte ursprünglich einen Adelstitel repräsentieren, dessen erster nachweisbarer Träger Carleton-Baldwin de Carleton war.<sup>33</sup> Das Forschen nach oder die Erfindung von Familienstammbäumen, die in einzelnen Fällen großartige Helden und Könige der jeweiligen nationalen Geschichte auflisteten, die Erfindung von Familienwappen und die Veröffentlichung und Sammlung derartiger Informationen in biographischen Nachschlagewerken war nicht ein allein für New York typisches Phänomen. Dieselben Verhaltensmuster können in anderen amerikanischen Städten wie Boston, in kanadischen Städten wie Toronto und in deutschen Städten wie Leipzig gefunden werden.<sup>34</sup>

30 Hamm, *Famous Families of New York* (Anm. 28); *Prominent Families of New York* (Anm. 28).

31 J. H. Brown, *The Great Metropolis. A Mirror of New York*, reprint New York 1975, S. 596-602.

32 C. W. Gwilt *Mapleson, A Hand-Book of Heraldry*, New York 1852.

33 *Prominent Families of New York* (Anm. 28), S. 99.

34 Für Boston siehe: M. C. Crawford, *Famous Families of Massachusetts in two volumes*, Boston 1930; für Toronto: *Leading Financial and Business Men in Toronto. A Work of artistic color plates designed to portray one hundred leading men of Toronto, both financially and socially*, Toronto 1912; E. M. Chadwick, *Ontarian Families. Genealogies of United Empire Loyalist and other Pioneer Families of Upper Canada 1894*; und für Leipzig: J. Hohlfeld, *Leipziger Geschlechter in 3 Bänden*, Leipzig 1933-39.

Die Auseinandersetzung zwischen den Knickerbocker-Familien und den neureichen Familien in New York um die Führungsposition in der Stadt setzte nach dem Bürgerkrieg ein. In den 1860er und 1870er Jahren waren die Trennlinien zwischen beiden Gruppen so stark, daß es kaum ein homo novus schaffte, in die Klubs der Knickerbocker-Elite vorzudringen oder zu einem ihrer Feste eingeladen zu werden. Während Grundbesitz und Handel die ökonomische Basis der Knickerbocker-Elite waren, die ihre Führungsposition in der Gesellschaft zu verteidigen suchte, stützten sich die neureichen Familien auf die neuen Industrien, besonders jedoch auf den Eisenbahnbau. 66 Prozent der Patrons, 43 Prozent der *Fellows in Perpetuity* und 40 Prozent der *Fellows for Life*, die das *Metropolitan Museum* unterstützten, lebten von Grundbesitz, Handel und Banken. Nur 17 Prozent der Patrons, zehn Prozent der *Fellows in Perpetuity* und zehn Prozent der *Fellows for Life* lebten von einem Einkommen aus industriellen Unternehmungen. Die alte Knickerbocker-Aristokratie versuchte ihren Umgang mit den neureichen Familien, die durch ihre eindrucksvollen Palastbauten der Stadt ein neues Gesicht gaben, so weit als möglich zu beschränken. Die Einladungsliste der Caroline Astor, die 400 Personen umfaßte, enthielt bis 1880 keine einzige Person aus den neureichen Familien.<sup>35</sup>

Es war solchen neuen Familien, wie denen der Vanderbilts, sogar unmöglich eine Loge in der *Academy of Music* (dem Vorgänger des *Metropolitan Opera House*) zu erwerben. Der Erwerb einer solchen Loge galt als das ultimative Statussymbol für die einflußreichen New Yorker Familien. Die 18 Logen der *Academy of Music* galten als ebenso exklusiv wie Plätze in der Börse und befanden sich unter der ausschließlichen Kontrolle der alten Knickerbocker Gesellschaft.<sup>36</sup> Als im Frühjahr 1880 eine solche Loge frei wurde, bot William H. Vanderbilt mehr als \$ 30.000 dafür. Sein Angebot wurde rasch zurückgewiesen und die Loge an eine altehrwürdige Knickerbocker-Familie vergeben. Frustriert über das Verhalten der Knickerbocker beschloßen Jay Gould, J. P. Morgan, Cornelius Vanderbilt und William Whitney, den alten 18 Logen 26 neue hinzuzufügen, so daß die neureichen Familien, die eine solche Loge beanspruchten, auch eine erhalten würden. Nachdem der von den Knickerbockern dominierte Beirat der *Academy of Music* diesen Vorschlag rundweg zurückgewiesen hatte, gründeten die neureichen Familien eine Gesellschaft zum Bau eines neuen Opernhauses – des *Metropolitan Opera House*. Dieses neue Gebäude, das von den alten Knickerbockern voller Verachtung als die „neue gelbe

35 Die berühmte Liste der 400 is abgedruckt in: C. Amory, *Who killed Society*, New York 1960.

36 J. W. Frick Jr., *The Rialto: A Study of Union Square, the Center of New York's first Theatre District, 1870-1900* (unveröff. Diss. New York University 1983), S. 57.

Brauerei auf dem Broadway“ bezeichnet wurde, verfügte über 122 Logen – genügend Platz für die neuen Eliten. Die Schließung der *Academy of Music* im Jahre 1885 und die Übersiedlung der alten Knickerbocker-Familien in die *Metropolitan Opera* bezeichneten die Niederlage der alten Eliten und die Anerkennung der neuen durch die alten Eliten.<sup>37</sup>

Doch zurück zum *Metropolitan Museum of Art* und seiner Mitgliederstruktur. 83 Prozent der *Patrons* waren zwischen 37 und 66 Jahre alt, 77 Prozent der *Fellows in Perpetuity* waren zwischen 27 und 66 Jahre alt und 82 Prozent der *Fellows for Life* waren zwischen 37 und 66 Jahre alt. Eine Untersuchung der Mitglieder der Museumsvereine in Toronto hinsichtlich ihres Alters ergab ein sehr ähnliches Ergebnis.<sup>38</sup> Wohlhabende Torontoer und New Yorker unterstützten kulturelle Institutionen finanziell in nahezu jeder Alterstufe zwischen 30 und 70. Sie taten dies, um sich als Teil des Bürgertums zu legitimieren und von den Unterschichten abzusetzen. Die Fähigkeit, Geld für kulturelle und soziale öffentliche Einrichtungen auszugeben, bestätigte in den Augen der Zeitgenossen die Zugehörigkeit zum Bürgertum. In vielen Fällen war der Effekt jedoch nicht unmittelbar spürbar. Eine alte Weisheit besagt, daß es mindestens dreier Generationen bedurfte, bevor eine Familie einen Gentleman hervorbrachte: die erste Generation schuf die ökonomische Basis, die zweite Generation suchte die gesellschaftliche Anerkennung durch die etablierten Eliten, indem sie bürgerliche Verhaltensmuster annahm, die dritte Generation wurde schließlich in die High Society hineingeboren.

*Philanthropy* im 19. Jahrhundert kann nicht als Menschenliebe (*philanthropos*) definiert werden. Sie war im 19. Jahrhundert ein Instrument, das von neureichen Familien, Frauen und ethnischen und religiösen Minderheiten benutzt wurde, um gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen. Dies wird deutlich, wenn wir einen Blick auf die Geschlechterdifferenzierung der *Philanthropen* in Toronto und New York werfen. Zwischen 20 und 30 Prozent der von mir untersuchten *Philanthropen* in Toronto und New York waren Frauen. Hier ist nicht der Platz, um dies ausführlich zu diskutieren. Dennoch sollten wir uns bewußt sein, daß Frauen im 19. Jahrhundert unabhängig und selbständig Geld in Museen und soziale Wohnprojekte investierten, daß sie Aktieninhaber waren und in vielen Fällen auch in die Vor-

---

37 J. W. Rudolph, Launching the MET, in: *American History Illustrated* 1983, S. 21-25; Frick, *The Rialto* (Anm. 36), S. 57-58; F. Merkling/ J. W. Freeman/G. Fitzgerald/A. Solin, *The Golden Horseshoe. The Life and Times of the Metropolitan Opera House*, New York 1965, S. 13-21; I. Kolodin, *The Metropolitan Opera 1883-1966. A Candid History*, New York 1966, S. 3-79; Q. Eaton, *The Miracle of the MET. An Informal History of the Metropolitan Opera 1883-1967*, New York, S. 1-56.

38 Adam, *Philanthropic Landmarks* (Anm. 3).

stände solcher Unternehmen gewählt wurden. Das Engagement von Frauen in *philanthropischen* Unternehmungen wirft mehr Fragen über die Stellung der Frau in der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts auf als die historische Forschung jetzt beantworten kann. Meine sozialstatistischen Ergebnisse legen jedoch nahe, daß der Grad der Emanzipation im 19. Jahrhundert viel höher war, als bisher angenommen.<sup>39</sup>

Neureiche Familien nutzten *kulturelle philanthropy*, um sich in die führenden Zirkel der Gesellschaft zu integrieren, alte Familien wie die Stuyveysants und Roosevelts nutzten dasselbe Instrument, um ihre Machtposition zu bewahren. Die protestantischen Brahmins, die alten Eliten in Boston, konnten „gefährlos“ die politische Herrschaft über die Stadt nach 1885 den katholischen Iren überlassen, weil sie immer noch die kulturellen Institutionen der Stadt in ihrer Hand hatten. Es gab nicht ein einziges irisches Mitglied in der Vereinigung der *Philanthropen*, die das *Museum of Fine Art* finanzierten – nicht weil die Iren nicht dazu in der Lage waren, sondern weil die Brahmins ihnen jede Teilhabe verweigerten. Eine ähnliche Situation finden wir auch in Toronto, wo aufgrund eines latenten Antisemitismus bis in die 1920er Jahre Juden von der Partizipation in *philanthropischen* Organisationen ausgeschlossen wurden. Sigmund Samuel war es erst in der Mitte der 1920er Jahre erlaubt, Geld für das *Royal Ontario Museum* zu stiften – und er blieb für eine sehr lange Zeit der einzige Jude, dem die Teilhabe an *philanthropischen* Projekten in Toronto erlaubt wurde. *Philanthropy* ist folglich immer ein Instrument der Herrschaftsausübung und der Dominanz.<sup>40</sup>

## 6. Philanthropy und Politische Einflußnahme

Sowohl in Leipzig als auch in New York nutzten wohlhabende Bürger der Stadt ihr *philanthropisches* Engagement, um ihren Anspruch auf eine Führungsrolle in der Gesellschaft zu begründen. Dies war nicht nur auf die soziale oder kulturelle Ebene begrenzt, sondern konnte sich, wie das folgende Beispiel zeigen wird, auch auf die politische Ebene erstrecken. Im Jahre 1877 berief der Gouverneur des Bundesstaates New York, Samuel Tilden,

39 F. K. Prochaska, *Women and Philanthropy in Nineteenth-Century England*, Oxford 1980, S. 5-6; Adam, *Philanthropic Landmarks* (Anm. 3).

40 Für Boston: J. Koren, *Boston, 1822 to 1922. The Story of its Government and Principal Activities During One Hundred Years*, Boston 1923; F. C. Jaher, *The Politics of the Boston Brahmins: 1800–1860*, in: R. P. Formisano/C. K. Burns (Hrsg.), *Boston 1700–1980. The Evolution of Urban Politics*, Westport (Connecticut)/London (Engl.), S. 59-86; T. H. O'Connor, *The Boston Irish. A Political History*, Boston 1995; für Toronto: Archive of the ROM, *Minutes of the Board of Trustees Royal Ontario Museum Band I (1911–1920)*, S. 171-172; siehe auch: Adam, *Philanthropic Landmarks* (Anm. 3).

eine Kommission, die den Verfall der Stadtregierung von New York City untersuchen und Vorschläge für eine Reform der kommunalen Verwaltung unterbreiten sollte. Diese Kommission schlug vor, ein *Board of Finance* zu etablieren, das nur von denjenigen Männern gewählt werden würde, die über Eigentum im Werte von mindestens \$5000 verfügten oder von einer jährlichen Rente von mindestens \$250 lebten. Diese neue Institution würde alle Finanz- und Justizbeamten der Stadt ernennen und die Kontrolle über alle kommunalen Einnahmen und Ausgaben übernehmen. Alle übrigen Einwohner von New York könnten weiterhin den Bürgermeister und den Stadtrat wählen, die allerdings all ihrer Macht, öffentliche Güter und Dienstleistungen zu verteilen, beraubt sein würden. Die Stadt würde wie ein kapitalistisches Unternehmen geführt werden, in dem diejenigen, die die höchsten Steuern bezahlten, auch das umfangreichste Mitspracherecht erhielten.<sup>41</sup> Dieser Vorschlag war ein „instant hit“ in den noch-bürgerlichen Kreisen und wurde sowohl von Familien wie den Astors, Vanderbilts, Dodges und Havemeyers als auch von den führenden Tageszeitungen wie der *Times*, des *Herald* und der *Tribune* begrüßt. Das Parlament von New York State unterstützte im Herbst 1877 den Vorschlag. Als der verfassungsändernde Antrag aber ein zweites Mal 1878 zur Abstimmung im Parlament anstand, wurde er von den Abgeordneten abgelehnt. Wäre der Antrag in der zweiten Lesung bestätigt worden, worauf die Knickerbocker-Familien in New York City hofften, hätte er zu einer weitreichenden Wahlrechtsbeschränkung geführt.<sup>42</sup> Auch wenn dieser Plan letztlich scheiterte, widerspiegelt er doch eine spezifische Geisteshaltung des New Yorker Bürgertums, in der *philanthropy* und die Beanspruchung politischer Vorrechte miteinander verknüpft sind. Die allgemeine Ansicht unter den Angehörigen von New Yorks Bürgertum war, daß diejenigen, die große Geldsummen für soziale und kulturelle Institutionen der Stadt bereitstellten, auch eine Gegenleistung erhalten sollten – in diesem Falle ein exklusives Entscheidungsrecht darüber, was mit den Steuergeldern finanziert werden sollte.

Was in New York scheiterte, wurde in Leipzig Realität. Die wohlhabenden Bürger Leipzigs setzten 1894 die Einführung eines direkten Dreiklassen-Wahlrechts durch, das dem Leipziger Bürgertum bis 1918 eine Zweidrittelmehrheit im Stadtparlament sicherte.<sup>43</sup> Das Leipziger Bürgertum wurde von ähnlichen Motiven geleitet wie das New Yorker Bürgertum. In beiden Fällen beanspruchten diejenigen, die mehr für die Kommune leisteten, eine Gegenleistung und die Exklusion derjenigen von politischer Mit-

41 Burrows/Wallace, *Gotham* (Anm. 23), S. 1032-1033.

42 Ebenda, S. 1033.

43 Siehe hierzu den Beitrag von James Retallack und Thomas Adam in diesem Band.

bestimmung, die nur sehr geringe Beiträge zum Funktionieren der Kommune aufbrachten. Die traditionelle deutsche Geschichtsschreibung hat die Beschränkung des Wahlrechts in Leipzig stets als ein Zeichen für das undemokratische und autoritäre System des Deutschen Kaiserreichs und insbesondere Sachsens interpretiert.<sup>44</sup> Kein amerikanischer Historiker würde auf die Idee kommen, die gleichen Vorgänge in New York in eine ähnliche Richtung zu interpretieren. Und dennoch ist der Versuch, der Mehrheit der Bevölkerung von New York City das Wahlrecht wegzunehmen, keine Ausnahme in den USA und in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. Bisher gibt es noch keine vergleichenden Studien über die Wahlrechtsbeschneidungen in amerikanischen und deutschen Städten des 19. Jahrhunderts. Derartige Studien würden zweifellos belegen, daß in beiden Ländern urbane bürgerliche Schichten während des 19. Jahrhunderts versuchten, die politische Kontrolle über „ihre“ Kommunen durch den Ausschluß der Unterschichten von der politischen Partizipation zu erlangen. Hierbei ist es von geringerer Bedeutung, ob diese Bestrebungen in jedem Falle erfolgreich waren, da die Bestrebungen an sich schon Beweis genug sind für eine sehr ähnliche Geisteshaltung auf beiden Seiten des Atlantiks. Deutsche fühlten sich nicht weniger von autoritären Lösungen im 19. Jahrhundert angezogen als Amerikaner.

## 7. Zusammenfassung

In den letzten 200 Jahren haben Historiker aus nahezu jedem Land und basierend auf nahezu jedem möglichen politischen Bekenntnis Nationale Geschichten geschrieben und somit konstruiert. Jedes der verschiedenen politischen Systeme in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts – vom Wilhelminischen Kaiserreich über die DDR bis zum wiedervereinigten Deutschland – verspürten offenbar eine Notwendigkeit oder Bedürftigkeit für diese Nationalen Geschichten. Im Ergebnis entstanden zahlreiche Deutsche Geschichten – von Heinrich von Treitschke und Karl Lamprecht über die von einem Autorenkollektiv herausgegebene, unvollendete zwölbändige DDR Version der Deutschen Geschichte zu Hans Ulrich Wehlers und Heinrich August Winklers Darstellungen.<sup>45</sup> Diese unterschiedlichen Natio-

44 Für eine Übersicht vgl. S. Lässig, Wahlrechtskampf und Wahlreform in Sachsen (1895–1909), Weimar/Köln/Wien 1996; S. Lässig/K. H. Pohl/J. Retallack (Hrsg.), Modernisierung und Region im wilhelminischen Deutschland. Wahlen, Wahlrecht und Politische Kultur, Bielefeld 1998.

45 H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 5 Bde., Berlin 1879ff.; K. Lamprecht, Deutsche Geschichte 14 Bde., Berlin 1891ff. Deutsche Geschichte in 12 Bde. hg. v. einem Autorenkollektiv unter Leitung von H. Bartel, Berlin 1983ff.; H. U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, München 1987ff.; H. A. Winkler, Der lange

nalen Geschichten wurden von sehr verschiedenen Perspektiven aus erzählt und teilen in vieler Hinsicht nur eine Gemeinsamkeit – alle versuchen, eine spezifisch deutsche Identität zu konstruieren und die Unterschiede, die Deutschland von anderen Ländern abhebt, hervorzuheben. Die Unterschiede erschienen für Historiker immer von größerer Bedeutung zu sein als die Gemeinsamkeiten. Daher mag es auch nicht verwundern, daß die Historiker besser darin geschult sind, die Unterschiede zu finden und sie herauszustreichen als die Gemeinsamkeiten zu suchen.

Im Unterschied zu dieser nationalgeschichtlichen Tradition, die nicht nur für Deutschland, sondern auch für die USA typisch ist, hat dieser Ansatz gezeigt, daß die deutsche, amerikanische und kanadische Gesellschaft im 19. Jahrhundert einander viel ähnlicher waren als unterschiedlich. Es scheint daher unangemessen, Geschichte nur entlang den nationalen Grenzlinien zu schreiben, da hierdurch die universalen Aspekte der transatlantischen Gemeinschaft des 19. Jahrhundert verschüttet werden. Alle Städte der westlichen Hemisphäre hatten mit den Auswirkungen der Industrialisierung zu kämpfen. Neue soziale Probleme – städtisches Wohnen, Gesundheitsfürsorge – und die Befriedigung kultureller Bedürfnisse waren Resultate dieses sozialen Wandels. Alle Städte waren mit den gleichen Problemen konfrontiert und suchten nach Lösungen. *Philanthropy*, ein Verhaltensmuster, das über eine mehr als 2000jährige Geschichte verfügte, war das erste Instrument zur Lösung der neuen Probleme. Die Bereitstellung von Wohnraum für Arbeiterfamilien und die Errichtung von Museen basierte in Leipzig, New York und Toronto auf *philanthropy*.

Obwohl *philanthropy* schon über 2000 Jahre alt ist, veränderte sich ihr Charakter und ihre Methoden über der Zeit.<sup>46</sup> *Philanthropy* im 19. Jahrhundert war ein modernes Phänomen und nicht vergleichbar mit der *philanthropy* des Mittelalters. In der Antike und im Mittelalter wurde *philanthropy* vom Adel benutzt, um den Armen zu helfen und um die Macht des Adels zu bestätigen. In der vormodernen Zeit war die ausgeteilte Hilfe individuell und begrenzt, sie war niemals mit dem Versuch verbunden, die gesellschaftlichen Bedingungen oder die Lebensbedingungen einer größeren Gruppe zu verändern – ein Adliger gab Geld an einen Armen in der Form von Almosen. Die *Philanthropen* des 19. Jahrhunderts versuchten demgegenüber, generelle Defizite der urbanisierten und industrialisierten Gesellschaft unter Nutzung moderner Mittel wie zum Beispiel *investment*

---

Weg nach Westen (Anm. 2); S. Berger, The German tradition of historiography, 1800–1995, in: M. Fulbrook (Hrsg.), German History since 1800, London 1997, S. 477–492.

46 Vgl. hierzu R. H. Bremner, Giving: Charity and Philanthropy in History, New Brunswick (USA)/London (Engl.) 1994. Bremner sieht *philanthropy* als etwas statisches, etwas was sich selbst über Jahrhunderte hinweg nicht verändert.

*philanthropy*, *Stiftungen*, Mitgliederassoziationen etc. zu beheben. *Philanthropy* ist daher modern in ihrem Umfang, ihrem Ziel, ihren Methoden und ihrem Anspruch, welche gesellschaftlichen Probleme gelöst werden sollen. Wichtiger noch, moderne *philanthropy* im 19. Jahrhundert suchte oftmals soziale Probleme zu lösen, bevor sie auftraten – *philanthropy* wurde zur präventiven Maßnahme.

Letztlich wurde *philanthropy* zu einem Instrument in der Rekonstruktion der Sozialordnung im 19. Jahrhundert. Die Industrialisierung verursachte ein Erdbeben in der Sozialstruktur, indem sie nicht nur die neue Arbeiterklasse, sondern auch eine neue Schicht von Unternehmern und Industriellen hervorbrachte. Letztere kamen in vielen Fällen aus niederen sozialen Schichten und erlangten Reichtum, ohne die entsprechende Ausbildung oder den sozialen Status der alten Eliten – des Patriziats in den deutschen Städten und der Knickerbocker und Brahmins in den amerikanischen Städten – zu haben. Die neuen Eliten erfuhren sehr schnell, daß *philanthropy* ein bürgerliches Verhaltensmuster ist, das es ihnen ermöglichen könnte, von den alten Eliten anerkannt und in die führenden Kreise der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Für die neureichen Industriellen war es kein Problem, hohe Geldbeträge für soziale und kulturelle Einrichtungen auszugeben. Und wie es das Beispiel des *Metropolitan Opera House* zeigt, war *philanthropy* ein Instrument, das den Erfolg nahezu garantierte. *Philanthropy* diente dazu, neue Eliten und ethnische Minoritäten in die Sozialstruktur des Bürgertums zu integrieren, oder im Falle der Frauen, diesen einen Weg in das öffentliche Leben zu ebnet. Basierend auf der Klassendefinition von E. P. Thompson erweist sich *philanthropy* als ein Verhaltensmuster – eines herausgegriffen aus einer Vielzahl von verschiedenen Verhaltensmustern –, welches Bürgertum konstituiert.